

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Emanuel Bergmann

Der Trick

Roman

Diogenes

Copyright © 2015 Emanuel Bergmann
Der deutsche Text
des jiddischen Volkslieds vom
Kalb und der Schwalbe (S. 31, 52 f., 387)
lehnt sich an Wolf Biermanns
Übertragung (*Das Kälbchen*) an.
Umschlagillustration:
›Thurston the Great Magician Holding Skull‹,
Ausschnitt aus einem Plakat von 1915
Foto: AllPosters

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200/16/44/1
ISBN 978 3 257 06955 6

Die Welt und wie sie hätte sein sollen

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts lebte in Prag ein Mann namens Laibl Goldenhirsch. Er war ein bescheidener Mensch, ein Rabbiner, ein Schriftgelehrter, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Geheimnisse, die uns umgeben, zu verstehen. Eine Aufgabe, der er sich mit Leib und Seele widmete. Tag für Tag, Stunde um Stunde brütete er über der Thora, dem Talmud, dem Tanach und ähnlich fesselnden Lektüren. Er hatte, nach Jahren des Lernens und Lehrens, eine ungefähre Vorstellung davon, wie die Welt war, aber vor allem, wie sie eigentlich hätte sein sollen. Denn es schien die eine oder andere Diskrepanz zu geben zwischen der lichten Herrlichkeit der Schöpfung und dem ärgerlichen und verregneten Alltag, durch den wir Menschen uns schleppen müssen. Seine Schüler schätzten ihn, zumindest die weniger dämlichen unter ihnen. Seine Worte erhellten das Dunkel des Daseins wie das Licht einer Kerze.

Er lebte mit seiner Frau Rifka in einem ärmlichen Mietshaus nahe der Moldau. Die Wohnung, die aus nur einem Zimmer bestand, enthielt nicht viel mehr als einen Küchentisch, einen Holzofen, eine Spüle und ein Bett, das in der Nacht eines jeden Sabbats rhythmisch knarrte, so wie es Pflicht war und geschrieben stand.

Zwischen den Stockwerken gab es ein Wunder der Mo-

derne, nämlich ein Wasserklosett. Dieses mussten die Goldenhirschs zu ihrem täglichen Ärger mit ihrem Nachbarn aus der Wohnung über der ihren teilen, einem Ochsen namens Mosche, der seines Zeichens Schlosser war und der sich ständig und laut hörbar mit seiner Ehefrau, einem unschicklichen Weibsbild, zankte.

Rabbi Goldenhirsch lebte in einer Zeit des technischen Fortschritts, der ihn jedoch kaum interessierte. Die bedeutenden Veränderungen des neuen Jahrhunderts berührten ihn nur am Rande. So waren vor einigen Jahren die Gaslampen entlang der Straßen gegen elektrische ausgetauscht worden, was manche Menschen für Teufelswerk, andere wiederum für Sozialismus hielten. Auch hatte man am Flussufer Gleise aus Stahl verlegt, auf denen Straßenbahnen fuhren und dabei eifrig Funken versprühten.

So also sah er aus, der Zauber des neuen Zeitalters.

Laibl Goldenhirsch konnte mit alledem wenig anfangen. Straßenbahnen hin oder her, das Leben blieb beschwerlich. Stur und genügsam ging er seinem Alltag nach, so wie es die Juden Europas seit Jahrhunderten getan hatten und vermutlich über Jahrhunderte hinweg weiter tun würden. Der Rabbi bat um wenig, und infolgedessen erhielt er auch wenig.

Sein Gesicht war schmal und blass über dem schwarzen Bart, er hatte dunkle, wache Augen, durch die er das Treiben um sich herum mit einem gewissen Maß an Misstrauen betrachtete. Nach getanem Tagwerk legte der Rabbi seinen Kopf auf das Kissen neben seiner geliebten Rifka, einer starken, schönen Frau mit rauhen Händen, sanftem Blick und kastanienbraunem Haar. Manchmal, in den kurzen Momen-

ten, bevor der Schlaf ihn übermannte, meinte er, durch die Zimmerdecke hindurch bis in den Nachthimmel blicken zu können. Dann ließ er sich treiben wie ein Blatt im Wind, wurde emporgehoben und schaute hinab auf die kleine Welt. So anstrengend das Leben auch sein mochte, hinter dem dünnen Schleier des Alltäglichen gab es eine Herrlichkeit, die ihn stets aufs Neue verzückte.

»Allein schon da zu sein, allein schon zu leben«, pflegte Laibl zu sagen, »ist ein Gebet.«

Aber des Öfteren lag er in letzter Zeit schlaflos und starrte vor sich hin. Es verdross ihn, dass es im Zeitalter der technologischen Wunder keinen Platz mehr für echte Wunder zu geben schien. Denn Rabbi Goldenhirsch hatte in dieser Hinsicht Bedarf.

Etwas fehlte in seinem Leben: ein Sohn. Er brachte zahllose Stunden damit zu, die Söhne anderer zu erziehen – Idioten, allesamt –, und wann immer er in ihre Gesichter blickte, stellte er sich vor, eines Tages in das Antlitz seines eigenen Kindes schauen zu dürfen. Doch bislang waren seine Gebete nicht erhört worden. Für andere ging die Sonne auf, nicht aber für Laibl und Rifka. So manche Nacht mühte er sich auf seiner Frau ab, aber es fruchtete nicht. So knarrte mit der Zeit das Bett immer seltener.

*

Das neue Jahrhundert war noch jung, als ein Krieg ausbrach. Das war an und für sich nichts Ungewöhnliches. Kriege gab es immer wieder mal, so wie gelegentlich irgendwo die Grippe aufflammte. Doch dieses Mal war etwas

anders, nur nahmen es Laibl und Rifka Goldenhirsch vorerst nicht wahr. Es begann der Große Krieg, der bald Millionen dahinraffen sollte. Keine Grippe, sondern die Pest. Die Schüler des Rabbi Goldenhirsch fingen an, Fragen zu stellen und ihn um Klärung zu bitten, und zum ersten Mal in seinem Leben sah er sich mit etwas konfrontiert, auf das er keine Antwort wusste. Bisher konnte er in solchen Fällen stets die verlässlich rätselhaften Wege des Herrn bemühen, aber der Krieg war keineswegs göttlichen Ursprungs, sondern Menschenwerk. Der Rabbi war ratlos. Er stand vor seinen Schülern, mit offenem Mund, und stotterte. Die Fakten waren ihm geläufig, aber deren tiefere Bedeutung entzog sich ihm. Er wusste natürlich, dass der Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo von feiger Hand gemeuchelt worden war. Doch Sarajewo war weit weg vom Zentrum der Welt, irgendwo tief auf dem Balkan, was kümmerte es schon die zivilisierte Gesellschaft, wer wen dort abknallte? Die *Gojim* schossen ja ständig um sich. Was machte es für einen Unterschied, ob nun ein Erzherzog mehr oder weniger auf Erden wandelte? Ihm war selbstredend klar, dass jedes Menschenleben unermesslich wertvoll, der gewaltsame Tod eines Menschen ein Frevel vor Gott war und so weiter, und er wusste auch, dass Seine Majestät, der Kaiser von Österreich-Ungarn, dem Rabbi Goldenhirsch und die Einwohner Prags zur Treue verpflichtet waren, sich verständlicherweise grämte. Aber, Hand aufs Herz, was ging unsereinen das an?

Offensichtlich viel. Binnen weniger Monate wurden die Straßen Prags von Unruhe ergriffen. Die Alten marschierten in den Kaffeehäusern auf und ab, ballten die Hände zu

Fäusten und wedelten mit zerknüllten Zeitungen. Ein jeder versuchte, die neusten Entwicklungen an dieser oder jener Front zu verstehen und einzuordnen. Auf dem Wenzelsplatz tummelten sich die Frauen und tauschten Informationen über ihre Söhne und Ehemänner aus, über ihre Brüder und Väter, die eifrig in den Krieg gezogen waren. Nur den wenigsten war klar, dass ein Großteil des Mannsvolks nie wieder heimkehren würde. Diejenigen, die zu jung zum Kämpfen waren, lasen die Listen der Versehrten und Gefallenen, als handle es sich um die Ergebnisse einer Fußballmeisterschaft. Wie viele von denen? Wie viele der unseren? Die Jugend war kampfeslustig, und sie sollte bald ihre Chance erhalten. Denn der Krieg wütete viele Jahre lang, und er war nicht wählerisch: Er verschlang alle.

Auch die Juden.

So begab es sich, dass Laibl Goldenhirsch eines sonnigen Tages in die kaiserlich-königliche Armee des alten Franz Joseph eingezogen wurde. Als Rifka vom Markt nach Hause kam und ihren krummen, dürrbeinigen Mann in einer Uniform vorfand, vergoss sie bittere Tränen. Er stand vor dem einzigen Spiegel und betrachtete sich und seine Uniform mit merklicher Verwirrung. Er hielt ihr sein Bajonett hin.

»Was soll ich damit tun?«, fragte er sie.

»Es in einen Russ hineinstecken«, erwiderte Rifka. Vergeblich kämpfte sie gegen ein erneutes Aufwallen ihrer Tränen an. Sie wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht.

Und so marschierte Laibl Goldenhirsch von dannen, zog in einen Krieg, den er noch immer nicht verstand.

Rifka musste nun ohne ihren Gatten zurechtkommen,

was sich als bemerkenswert leicht herausstellte. Mit Verwunderung nahm sie zur Kenntnis, dass er im Sinne der Haushaltsführung vollkommen nutzlos gewesen war. Dennoch fehlte er ihr. Noch nie hatte sie etwas so Unnützes mit solcher Leidenschaft vermisst.

Fast jeden Tag verließ Rifka die Stadt und begab sich in die Wälder weit außerhalb Prags. Sie trug Eimer voll Kohle mit sich, die sie in den Bauernhöfen gegen Butter und Brot tauschte, denn besser, sie fror, als dass der Hunger an ihr nagte.

Im Sommer, mit seinen längeren Tagen, wurde ihr Unterfangen schwieriger. Sie musste andere Tauschgüter aufreiben, und sie musste die Butter unter ihrem Rock verstecken, denn überall lauerte Gefahr. Des Öfteren kehrte sie mit leeren Händen heim, besonders wenn Kämpfe in der Gegend ausbrachen und sie sich im Wald versteckte, bis alles vorbei war. Dann blieb nichts übrig als eine warme Spur geschmolzener Butter, die ihre Schenkel hinabrann.

Eines Abends im September kam sie nach Hause und sah Mosche den Schlosser im Treppenhaus sitzen. Er trug die verdreckte Uniform eines Rekruten und weinte. Er bot einen eigentümlichen Anblick, dieser greinende Hüne. Seine gewaltigen Schultern bebten, und sein Kopf wippte vor und zurück. Tiefe, kummervolle Schluchzer entwichen seinem grobschlächtigen Körper. Sie ging zu ihm und fragte ihn, was denn los sei. Er erzählte ihr, er habe ein paar Tage Fronturlaub, doch kaum sei er in die Wohnung getreten, habe ihm seine Frau verkündet, dass sie ihn verlasse. Schon länger habe er nichts mehr von ihr gehört. Keine Briefe, nichts, sagte er schluchzend. Rifka hatte Mitleid mit ihm,

die Frau des Schlossers war ihr nie sonderlich sympathisch gewesen, und es überraschte sie nicht, dass das Weibsstück ihn einfach so sitzenließ.

Sie nahm ihn in die Arme und tröstete ihn. Die feuchte Butter klebte noch an ihren Beinen.

*

An einem hellen Mittwochvormittag kehrte Laibl Goldenhirsch heim. Er humpelte, aber abgesehen davon war er blendender Laune. Rifka war gerade damit beschäftigt, ein Hemd zu nähen, als die Tür aufging. Sie schaute auf und sah ihn im Türrahmen stehen. Hager war er geworden. Sie ließ Nadel und Garn fallen und warf sich ihm in die geschwächten Arme. Wie dünn er war! Jeden Knochen konnte sie spüren. Er hielt sie fest, so gut er konnte. Tränen der Freude rannen ihr über das Gesicht.

»Gute Nachrichten«, sagte er und hielt sein Bajonett hoch. »Der Russ hat mir seins zuerst reingesteckt. Ich lag im Lazarett.«

Laibls Verletzung war zum Glück nicht weiter dramatisch, er zeigte Rifka eine Narbe am Schenkel. Sein Vorgesetzter, erzählte er ihr, habe sich dafür eingesetzt, dass er nicht mehr an die Front zurückmusste und sein Bein in einem Sanatorium in Karlovy Vary auskurieren konnte. Ein Humpeln war ihm geblieben, und Laibl war nun offiziell ein Kriegsversehrter. Er setzte sich. Rifka gab ihm Brot und bat ihn, ihr vom Krieg zu berichten. Doch sein Lächeln gefror ihm auf den Lippen, und es schien, als schaue er durch sie hindurch. Er nahm ihre Hände in die seinen und küsste

zärtlich ihre Fingerspitzen. Suchend blickte sie in seine Augen, doch sie fand dort nur Finsternis. Er schüttelte den Kopf, und so trafen sie das schweigende Abkommen, darüber nicht zu sprechen.

Nur knapp drei Wochen später gab es nach vier Jahren endlich Frieden. Der Krieg, der alle Kriege hätte beenden sollen, war beendet. In den Straßen feierten die Menschen. Der Frieden war da, der Frieden! Aber ohne den glorreichen Sieg, von dem man geträumt hatte. Es war wie das Erwachen aus einem Alptraum. Die Überlebenden tranken und sangen, erleichtert, dass sie noch lebten. Es wurde gegrölt, getanzt, es wurden ein paar Fenster eingeschmissen, wie es bei freudigen Ereignissen so Sitte ist, aber über dem Land lag eine Art beschämte Erschöpfung. Die Völker Europas waren des Kämpfens und Mordens und Sterbens überdrüssig geworden, zumindest vorläufig. In Deutschland und Russland waren Revolutionen ausgebrochen. Den Zaren und seine Sippschaft hatte man abgeschlachtet. Der deutsche Kaiser befand sich im Urlaub und entschied sich, dort auch zu bleiben. Das Königreich Böhmen wurde zur Republik Tschechoslowakei. Alles in allem waren das gute Neuigkeiten, aber nicht so gut wie die, die Rifka für Laibl Goldenhirsch hatte:

»Ich bin schwanger.«

Rifkas Gatte war überwältigt, er konnte es kaum fassen. Wie war das möglich? Gut, das Bett hatte bei seiner Rückkehr ein paar Nächte lang ordentlich geknarrt, aber war es nicht zu früh, um schon die Anzeichen einer Schwangerschaft zu bemerken? Und doch rundete sich unter Rifkas Kleid bereits ein kleines Bäuchlein.

Laibl marschierte in der Stube auf und ab, sein Kaftan flatterte wie die Flügel einer aufgescheuchten Taube. Und wie Rifka so zum Fenster hinausblickte, kam ihr eine Idee. Was war es noch gleich, woran die *Gojim* glaubten? Was hatte die vermeintliche Jungfrau Maria zu ihrem Joseph gesagt?

»Es ist ein Wunder«, rief Rifka aus.

»Ein was?«, fragte Laibl.

»Gott hat ein Wunder für uns vollbracht.« Und wie sie das sagte, schlug sie den Blick nieder und hoffte, dass sie angemessen fromm aussah. Sie zwang ihren Lippen und Händen ein Zittern ab, denn sie erinnerte sich vage, dass Wunder von einem Tremor begleitet werden.

»Ein Wunder?« Laibl war verduzt und misstrauisch. Als Rabbiner sah er sich selbst als eine Art Experten auf dem Gebiet der Wunder an. Und dieses hier kam ihm verdächtig vor. »*Oj Gewalt!*«, rief er.

»Schau dich um«, sagte Rifka flehend. »Alles, was wir haben, verdanken wir Gott. Alles! Warum sollte er also nicht auch ein Wunder für uns bewirken? Er wusste doch, wie sehr du dir einen Sohn wünschst.«

Und dass es ein Sohn werden würde, das meinte sie zu spüren. Sie ging zu Laibl und legte ihre Hand auf seine Schulter. Dann flüsterte sie ihm ins Ohr, so süß wie Honig: »Gott hat dir deinen Wunsch erfüllt.«

Rabbi Goldenhirsch war ob des angeblichen Wunders noch immer verstört. Auch verspürte er ein unangenehmes Rumoren im Gedärm.

»Es war eine unbefleckte Empfängnis«, erklärte Rifka fachmännisch.

»Unsinn«, sagte der Rabbi. »Jede Empfängnis ist befleckt, und diese hier ganz besonders. Wer ist der Vater?«

»Der Vater ist Gott«, beharrte sie stur. »Ein Engel hat mich besucht.«

Der Rabbi warf die Hände in die Luft und nahm seine Wanderungen durch die Stube wieder auf. Als die Nacht anbrach und er der Lösung dieses Mysteriums noch keinen Schritt näher gekommen war, fand er, dass er sich eine Pause verdient hätte. Das Grollen im Darm war mittlerweile zu einem Donner angeschwollen.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte er. Er nahm den großen Toilettenschlüssel vom Haken, stürmte aus der Wohnung und knallte die Tür hinter sich zu. Er eilte die Treppe hoch, wo ihn zwischen den Stockwerken das Wunder der Moderne erwartete.

Es war besetzt.

Nach einigen Minuten des mehr oder minder geduldigen Ausharrens und auf den Fußballen Wippens wurde der Schriftgelehrte von Unrast übermannt und klopfte. Er hörte eine rauhe Stimme aus dem Inneren. Jemand raschelte. Schließlich, nach einer Ewigkeit in dem dunklen, kalten Treppenhaus, ging die Tür auf.

Heraus kam sein Nachbar von oben, Mosche der Schlosser. Er murmelte etwas Unverständliches, was wohl ein Gruß sein sollte. Den Blick wandte er hastig ab. Dann ging er verstohlen an Laibl vorbei zur Treppe. Er war zu groß für seinen Körper. Er war in Lumpen gekleidet, und seine Bewegungen waren unbeholfen, wie seine Gedanken. Ein Golem von einem Mensch. Der Rabbi schaute ihm nach.

Da kam ihm ein Gedanke. »Herr Nachbar!«, rief er.

»Ja?« Der Schlosser starrte den Rabbi an. Zwischen den beiden Männern hatte es stets eine gewisse Feindseligkeit gegeben. Der Rabbi hielt den Schlosser für einen Idioten, und dieser hielt den Rabbi für einen arroganten Narren. Laibl schaute Mosche in die Augen und hoffte, darin etwas zu entdecken, vielleicht einen Hauch von Schuld.

»Ich wollte Sie etwas fragen«, begann der Rabbi vorsichtig.

Mosche starrte den Rabbi immer noch unverwandt an. Schuldgefühle waren ihm jedenfalls nicht anzusehen.

»Also, die Sache ist die ...« Weiter kam Laibl Goldenhirsch nicht. Seine Worte verrannen wie Wasser im Sand.

»Ja?«

Er raffte sich erneut auf. »Es geht um ein Schloss.«

»Was ist damit?«

»Ich krieg's nicht auf«, sagte der Rabbi. »Ich stecke meinen Schlüssel rein und drehe, aber ...« Er sammelte seine Gedanken: »Es tut sich nichts.«

»Muss am Schlüssel liegen«, sagte Mosche mit der Überheblichkeit eines tüchtigen Handwerkers, der mit einem Laien spricht.

Laibl Goldenhirsch blieb allein im Halbdunkel des Treppenhauses zurück.

Plötzlich hörte er, wie Mosche ihn von oben rief: »Rabbi? Sind Sie noch da?«

»Ja«, sagte er.

Ein paar Sekunden lang herrschte Stille. Dann erklang wieder Mosches Stimme. Sie zitterte. »Verzeihen Sie mir«, sagte der Schlosser, so leise, dass seine Worte beinah vom Dunkel verschluckt worden wären.

»Aber wofür denn?«

Eine weitere Pause. Dann hörte der Rabbi ein einzelnes, verzweifertes Schluchzen, das aus dem Nichts zu kommen schien.

»Sie fehlt mir so«, sagte Mosche. Dann trampelte er die letzten Holzstufen hoch, floh in seine Wohnung und knallte die Tür zu.

Der Rabbi war völlig verdutzt.

Er schaute aus dem runden Fenster des Treppenhauses und sah die schneebedeckten Dächer im Mondlicht schimmern. Der Anblick war so schön, es grenzte an ein Wunder. Der Rabbi musste daran denken, dass es allein der Glaube ist, der Wunder wahr werden lässt.

Er sah, wie sich eine Wolke vor den hellen, blassen Mond schob. Der Rabbi überlegte. Falls die Wolke den Mond vollständig verdecken sollte, so würde er das als ein Zeichen Gottes betrachten. Dann würde er die Schwangerschaft als Wunder akzeptieren.

Er schaute gebannt zu, wie die Wolke gemächlich über den Nachthimmel schwebte.

Und dann verdeckte sie den Mond. Einen kurzen Moment lang stand der Rabbi in vollkommener Finsternis, so wie am Anbeginn der Welt.

Kurz darauf trieb die Wolke weiter, und das milchige Mondlicht fiel auf sein Gesicht. Die Anspannung verließ ihn. So stand er da, in der Kälte zitternd. Seine Gefühle kamen ihm auf einmal vor wie ein bodenloses Meer. Wellen der Dankbarkeit und Liebe stiegen zur Oberfläche und trieben salzige Tränen auf seine Wangen.

Er atmete tief durch und öffnete die Tür zur Toilette. Er

ging hinein, schloss die Tür, knöpfte seine Hose auf, hob seinen Kaftan und setzte sich. Jedes Kind ist ein Geschenk, dachte der Rabbi und entschloss sich, es anzunehmen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Er würde einen Sohn bekommen.

Das Ende von allem

Eine lange Zeit danach, zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts, lebte in der Neuen Welt, in der Stadt der Engel, ein Junge namens Max Cohn. Knapp drei Wochen vor seinem elften Geburtstag gingen seine Eltern mit ihm in ein japanisches Restaurant am Ventura Boulevard und sagten ihm, dass sie sich scheiden lassen würden. Natürlich rückten sie nicht sofort damit heraus. Sie brachten den Großteil des Abends damit zu, so zu tun, als wäre alles wie immer. Aber Max ahnte, dass etwas nicht stimmte. Sie waren einfach viel zu nett zu ihm. Er hatte von Anfang an einen Verdacht gehabt. Sein bester Freund in der Schule, Joey Shapiro, hatte vor einigen Monaten etwas ganz Ähnliches durchgemacht, weshalb man ihn in der Klasse als eine Art tragischen Helden betrachtete, der gleichermaßen bewundert und bemitleidet wurde. Joey hatte vom bittersüßen Nektar der Tragödie gekostet und war somit einen Schritt näher am Erwachsensein als der Rest der 4A.

Joey hatte Max damals einen weisen Rat gegeben: »Sie werden mit dir essen gehen und dich fragen, worauf du Lust hast.« Er beugte sich näher an Max heran und flüsterte. »Ich hab gesagt: Pizza. Das war mein Fehler.«

»Na und?«, fragte Max und dachte sich: Wie kann Pizza ein Fehler sein?

»Wir sind zu Mickey's Pizza Palace gegangen.«

Max kannte Mickey's Pizza Palace. Eine Fastfood-Kette für Kinder, wo es nicht nur riesige Pizzas gab, sondern auch eine Krabbelecke, Videospiele und vieles mehr. Dort wollte Max seinen Geburtstag feiern.

»Na und?«

»Ich hab mir eine mittelgroße Pizza mit Salami und viel Mozzarella bestellt.«

»Ja, weiter!«

»Und dann haben sie mir gesagt, dass sie sich scheiden lassen. Und ich saß da, mit meiner Pizza ...«

Dann machte Joey ein seltsames Geräusch, wie ein Husten, und wandte den Kopf ab.

»Solange ich lebe«, sagte er, »kann ich nie wieder Pizza essen.«

Max war schockiert. Klar, Eltern lassen sich scheiden, so was kommt vor, aber er hatte gedacht, dass Pizza zu den wenigen verlässlichen Dingen im Leben zählt. Den Dingen, an denen man sich festhalten kann.

Max war überzeugt, dass seine Eltern so etwas niemals tun würden. Sie liebten ihn, sie liebten einander, sie liebten vermutlich auch Hugo, den Haushasen, ein charmantes Tier mit weißem Fell und rosa Nase, das meist nur im Käfig saß und putzig vor sich hin schaute. Und das war's. Dachte er zumindest. Doch bald schien ihm, als sei da etwas, was sich ihm auf den ersten Blick entzog, kleine Hinweise auf eine verborgene Wahrheit. Er sah Mom, wie sie sich schniefend mit einem Taschentuch die Augen tupfte, ihr sonst so sorgfältig aufgetragener Lidschatten leicht verschmiert. Ihm fiel auf, dass Dad nicht mehr so oft zu Hause war. Er blieb län-

ger im Büro und hatte auch an Wochenenden »zu tun«. Manchmal schlief er auf dem Sofa im Wohnzimmer und ließ den Fernseher die ganze Nacht laufen, was Max nie im Leben gedurft hätte. Türen, die zuvor offen waren, wurden nun regelmäßig geschlossen. Irgendetwas stimmte nicht, das spürte er.

Und als er eines Tages aus der Schule kam, sein Fahrrad achtlos auf dem Rasen liegen ließ und ins Haus rannte, sah er seine Eltern stocksteif auf dem Sofa sitzen, als hätten sie auf ihn gewartet. Sie lächelten ihn gekünstelt an.

»Wie wär's, wenn wir essen gehen?«, sagte Dad, und seine Stimme war ein wenig zu fröhlich, zu laut. Alarmglocken schrillten in Max' Kopf. »... wo du willst«, hörte er Dad noch sagen.

»Was?«, fragte Max.

»Was willst du essen?«

Max überlegte einen Moment, dann sagte er: »Wie wär's mit Sushi?«

Seine Eltern schauten ihn verblüfft an.

»Bist du sicher, Schatz?«, fragte Mom.

»Ja«, sagte Max. Es war ihm völlig egal, ob er jemals wieder rohen Fisch essen würde.

Also gingen sie Sushi essen. Max bestellte Thunfisch, Schwertfisch und Seeigeleier, obwohl Dad meinte, dass Seeigel nicht kosher seien. Sie waren so eklig, dass er fast gekotzt hätte, und als seine Eltern sich plötzlich an den Händen berührten und ihm sagten, dass sie ihn sehr, sehr lieb hätten und dass sich für ihn absolut nichts verändern würde, wurde er rot und musste gegen die Tränen ankämpfen. Er fing an zu zittern. Sein Mund war voller Fischwichse

oder was das war, und er sagte sich immer und immer wieder: Pizza, wenigstens Pizza bleibt mir noch.